



Katharina
Schaller

Unter
Roman wasser
flimmern

HAYMON

Katharina Schaller

Unterwasser- flimmern

Roman

Leseprobe

[...]

Er liegt neben mir. Ich spüre sein Bein über meinem, seinen Arm an meinen Brustwarzen. Ich spüre seine Haut, die warm ist. Es ist heiß unter der Decke, und es ist feucht zwischen uns. Schweißtropfen haben sich auf meinem Rücken und seinem Bauch gebildet, unsere Körper kleben aneinander. Ich denke an den Saft, den ich gestern auf den blassen Linoleumfliesen verschüttet habe, und daran, wie sich die halbtrockenen Flecken auf meinen bloßen Sohlen angefühlt haben.

Dass Leo neben mir ist, ist nicht neu. Es ist auch nicht alt. Es ist gerade. Die Sonne scheint durch die Scheiben, grelle Strahlen, die das Zimmer aufheizen, und ich strample die Decke von mir, um Luft zu bekommen. Leo rührt sich kaum, und trotzdem merke ich, dass er wach geworden ist. Seine Atmung hat sich beschleunigt.

Die Wohnung ist hell. Sie ist stilvoll, würde man sagen. Man würde sagen, sie ist groß, sie ist lichtdurchflutet, sie ist auf den Punkt. Die Küchenzeile ist weiß, der Boden in Wohnzimmer und Flur ein Parkettboden,

der Tisch eine Tafel. Wer daran sitzt, ist egal. Nichts hier sieht nach Wohnen aus, alles nach Besuch.

Wir stehen auf, trotten in die Küche, und ich muss lachen. Darüber, wie Leo sich krümmt, um die Tassen aus dem Schrank zu holen. Seine Haare fallen leicht abwärts mit dieser Bewegung, zum ersten Mal sehe ich ihn in dieser Position, sehe ihn anders als sonst, und es ist, als würde sich ein neuer Teil zum Rest dieses Menschen fügen.

„Wer räumt Tassen in den unteren Küchenschrank?“, frage ich.

„Wer räumt sie nach oben?“, fragt er.

„Alle, die ich kenne“, antworte ich.

„Egal“, sagt er und schenkt den Kaffee ein.

Er schmeckt. Ich denke darüber nach, ob er jemals nicht geschmeckt hat, ob ich mich an das Bittere gewöhnen habe müssen wie an den Zigarettenrauch in meinem Mund, und ich denke daran, dass ein Morgen seltsam wäre, auch dieser, ohne diese beiden Dinge. Ich nehme einen Schluck und ziehe kurz darauf an der Zigarette, abwechselnd, und blase den Rauch langsam aus meinem Mund. Es bilden sich Kreise, die weiter werden.

Leo öffnet ein Fenster und schaut mich an, er setzt sich zu mir, streicht über meine Wange, die wahrscheinlich rot geworden ist. Weil meine Backen immer rot werden, wenn die Temperatur zu hoch ist oder ich mich ertappt fühle. Er erzählt mir etwas, und ich höre nicht genau hin, aber ich spüre seine Hand. Ich mag sie, denke ich, diese Hand.

Ich rieche die Kresse, die vor mir auf dem Tisch steht, blicke auf die zarten Stängel, die aus den Wattlebauschen wachsen und die so gar nicht in diese Umgebung passen. Ansonsten ist die Küche fast leer, nur die wichtigsten Dinge sind darin verstaubt. Dieser Geruch wird mir in Erinnerung bleiben, denke ich. Weil ich mit Kresse keine anderen Gefühle verbinde, nur dieses Zimmer hier, nur Küchengefühle.

Leo starrt mich an, als hätte ich meinen Einsatz verpasst, als hätten wir ein Gespräch geführt und ich wäre ihm eine Antwort schuldig. Ich stiere zurück, direkt in das Glasige seiner Augen. Dann küsst er mich, und ich drehe meinen Kopf zur Seite. Ich bemerke seinen Atem auf meinem Gesicht.

„Wann sehen wir uns wieder?“, fragt er mich.

Ich gehe durch die Straßen. Bis ich mich nicht mehr erinnere, ob ich schon hier war oder dort. An den Häuserfronten kann man den Dreck der Jahre sehen, an manchen schwarze Buchstaben, die irgendwann auf die Mauern gesprüht und nicht mehr entfernt wurden. Runde, hastig geschriebene Buchstaben. Fick dich, steht unter einem Fenster, in dem ein Klangmobile baumelt.

Ich beobachte den Abfall, der vom Wind bewegt wird. Eine Coladose klimpert über den Asphalt, Zigarettenfilter rollen hinterher. Ich denke an ihn. An Leo und seine Frage, wann wir uns wiedersehen. Dass ich es nicht wisse, habe ich geantwortet. Das ist meine Standardantwort in so einer Situation.

Ich hebe meinen Kopf, während ich die Straße entlanggehe, in der die Kirschbäume blühen. Nur kurz blühen sie, aber wenn sie es tun, glaubt man, dass es keine schöneren Blüten geben kann. Ich gehe weiter geradeaus, immer weiter, um nicht nach Hause zu müssen. Ich versuche, etwas nachzufühlen von uns. Ich denke an seine Hände, an die Finger. An seinen Mund, an den Schwanz. An Leos gesamten Körper, der vertraut wird. An die Haare in den Achselhöhlen, in die ich meine Nase stoße, und an die, die sich an den Innenseiten seiner Oberschenkel kringeln.

Und dann wieder die Frage. Er stellt sie jedes Mal. Als würden wir füreinander verpuffen, würde er sie nicht aussprechen. Leo braucht die Vergewisserung. Er will, dass ich mich nach jedem Mal für das nächste Mal entscheide. Nicht, dass ich ihn nicht wiedersehen will. Ich will, dass er mich berührt. Ich will das Geräusch unserer klatschenden Körper. Ich will die Luft, die er mir in den Nacken bläst. Ich stelle mir sein Gesicht vor, kurz nach dem Aufwachen. Ich höre sein Flüstern, die Wörter, die so anders sind als meine, solche, die ich nicht auswählen würde und die vielleicht deshalb so richtig klingen.

Leo weiß, dass ich eine Beziehung führe. Eine öffentliche. Eine, die man nicht verstecken muss. So wie er. Ich weiß, dass er eifersüchtig ist, dass er sich ausmalt, wie dieser andere Mann sich anfühlt im Vergleich zu ihm, wo seine Finger ansetzen, ob es dieselben Stellen sind oder andere.

Leo wollte wissen, ob mir das nie passieren würde. Ob ich nie eifersüchtig werden würde. Ich habe mit den

Schultern gezuckt. Er hat mich nachgeäfft, seine Schultern auf dieselbe Weise nach oben gezogen. Ich habe ihn gefragt, wovon er rede, und dabei an vergangene Jahre gedacht, an Bekanntschaften und Beziehungen. An das Warten auf Nachrichten. An die Sehnsucht, die sich nicht wegerklären lässt. An die Vorstellung von Körperteilen, die sich ineinander verhaken. An dieses enge Gefühl, das ein anderer Mensch auslösen kann, so wie Leo es manchmal bei mir tut und so wie ich es bei ihm tue. An das Masturbieren zu der Fantasie, mein Freund würde gerade mit einer anderen schlafen. An die Erniedrigung, die mich geil gemacht hat. Trotzdem habe ich Leo nicht geantwortet, ihn nicht belohnt für seine Ehrlichkeit.

Jetzt bleibe ich vor der grünen Mülltonne stehen, denke an ihn und die Frau, mit der er verheiratet ist. Ich weiß nicht, wie sie aussieht, und doch habe ich ein detailliertes Bild von ihr. Ich sehe, wie er durch ihr Haar streicht. Wie er seine Hand auf ihr Knie legt. Wie seine Finger nach oben wandern. Wie er zwischen ihre Beine greift. Ich denke daran, dass er sie auf dieselbe Weise berührt, auf dieselbe Weise an ihr schnuppert. Mir wird übel. Nur ein Anflug, denke ich und atme tief in den Bauch. Ich will Leo anschreien, dass er das lassen soll. Er soll aufhören, steif zu sein, während er neben ihr sitzt.

Das ist Eifersucht, stelle ich fest und schließe die Tür auf.

[...]

Wir sitzen in Hanoi. Vor drei Tagen sind wir angekommen und haben den Tagesausflug zur Halong-Bucht gemacht. Ich sehe die breiten Felsen vor mir, die hoch aus dem Wasser ragen. Das Wetter war nebelig, so wie ich mir den Himmel in Sa Pa ausgemalt habe, nur über dem Meer. Als hätten wir eine Fahrt in eine Filmkulisse gebucht. Jetzt hocken wir auf bunten Plastikstühlen und warten auf Suppe, die wir mit ins Hotel nehmen werden. Wir sind müde. Zu müde, um aufrecht zu essen. Ich weiß nicht, was uns erschöpft hat. Wir sind so, seit das Flugzeug in Vietnam gelandet ist. Zuerst dachte ich an den Jetlag, jetzt habe ich keine Erklärung mehr.

Bevor wir uns ein Hotelzimmer in Hanoi gebucht haben, waren wir in der Mitte von Vietnam. Das Land ist lang, und im Norden und Süden herrscht ein anderes Klima. Hier ist es kälter und nasser. Die Menschen sitzen und stehen weniger auf den Straßen und in den kleinen Gassen. Vor den vielen Fenstern hängen Käfige mit Vögeln. Singvögel, die zwitschern und piepsen,

während man darunter vorbeigeht. Ich rieche die warme Suppe, die uns die Verkäuferin in eine Plastiktüte schüttet, schließe die Augen und sehe die blinkenden Reklamelampen und tausenden Motorräder von Ho-Chi-Minh-Stadt. Ich sehe uns, wie wir aus der Flughafentür treten, merke, wie die Luftfeuchtigkeit uns kurz einnimmt und innehalten lässt. Das liegt vierzehn Tage zurück. Jetzt haben wir noch eine Woche.

„Wo willst du jetzt hin?“ , fragt Emil und holt mich aus meinen Gedanken.

„Weiter“, sage ich, und Emil nickt. Hanoi liegt im Norden. Der Norden ist nicht nur kälter, er ist geschäftig, auf seine Weise geschäftig, und es ist, als wäre Hanoi schüchterner, als wäre das Leben besser versteckt. Als müssten wir erst danach suchen. Ich würde gerne zurückfahren, um die restliche Zeit in Ho-Chi-Minh-Stadt zu verbringen. Ich würde mich auf einen der engen Balkone setzen, von denen aus man die Stromleitungen, die nur ein paar Meter über dem Asphalt befestigt sind, so genau sehen kann. Man kann dort stundenlang sitzen, die Stadt beobachten, versuchen herauszufinden, in welchem Knäuel die Stromleitungen münden. Ich würde durch die Gassen laufen, in die Wohnzimmer der Menschen linsen, die zur Straße liegen und ihr Leben öffnen. Ich würde die Stadt fressen wollen, in mich aufnehmen, um das Gefühl, das sie auslöst, in mir zu speichern.

Emil würde lieber raus. Raus aus Hanoi und nicht wieder zurück nach Ho-Chi-Minh-Stadt. Er will weniger Leben, weniger Menschen, mehr Ruhe und Ein-

samkeit. Ich denke an das Kloster. Und daran, warum es uns schwerfällt, eine Entscheidung zu treffen. Wir wägen ab, reden, planen. Früher hätte sich alles ergeben. Uns wäre egal gewesen, wo wir bleiben oder hinfahren. Ich weiß, dass Emil eine Antwort braucht, dass ihm die Tage am Strand zu lang waren. Zu lang ohne nächstes Ziel. Wir müssten die Zeit nutzen, hat er gesagt. Wir könnten nicht ewig reisen, nicht so wie vor Jahren. Ich weiß, dass das stimmt, denke ich, und trotzdem möchte ich ihn packen und rütteln und ihn fragen, wohin sich dieser andere Teil von ihm verkrochen hat.

Kurz darauf streicht er mit den Fingern über meinen Kopf. Er beugt sich nach unten, küsst mich auf den Scheitel und hält seinen Mund ein paar Sekunden in dieser Position. So lange, dass der Kuss eine Bedeutung erhält, so lange, dass es nicht bloß eine flüchtige Handlung ist oder ein Automatismus. Ich drehe meinen Kopf nach oben, um ihn anzusehen. Ich sehe seinen Blick, richte meinen auf seinen Körper, der warm ist und mir nahe. Die Plastiktüten mit der Suppe baumeln in Emils Händen, und wir machen uns auf den Weg zurück ins Hotel.

Ich lasse mich ein Stück zurückfallen, schaue mich in der Straße um, die nur wenig beleuchtet ist. Die Geschäftsrollen im Erdgeschoss der Häuser sind nach unten gezogen, und ich frage mich, was dahinter verborgen ist. Emil redet, aber ich höre ihn nicht richtig, höre ihn nur murmeln und versuche aufzuschließen.

Und dann sagt er: „Ich will Vater werden.“

Ich bleibe stehen, und Emil geht weiter. Er geht weiter, als könnten wir dieses Gespräch während eines Spaziergangs führen, als würden wir dabei nicht unsere Augen oder die Körpersprache des anderen brauchen, als wäre die Antwort so einfach. Als müssten wir uns mit den Sätzen beeilen, damit die Suppe nicht kalt wird. Ich höre seine Stimme, aber kann die Wörter nicht verstehen. Kurze Zeit später hält Emil an und dreht sich um.

„Was machst du?“, fragt er mich.

Ich frage mich dasselbe. Ich bin erstaunt über mich selbst, über Emil, über diesen Moment und das Gesagte, das mir so unpassend erscheint. Und trotzdem, keine Reaktion, die nach außen dringen würde.

„Wieso kommst du nicht?“

Mit einem Mal tut mir Emil leid. Mir tut leid, wie er vor mir steht, mit der Suppe, die in den Plastiktüten schwappt, wie er dort steht, mit diesem Abstand zwischen uns, und mir tut diese Annahme leid, die Annahme, dieses Gespräch würde so ablaufen. Die Vorstellung, wir würden zwischen Essensstand und Hotel beschließen, ein Kind zu bekommen. Mir tut leid, dass ich keine Antwort herausbringe, mir tut leid, dass ich keine Antwort habe, weil ich nicht weiß, was ich tun soll. Wie ich Emil erklären soll, dass ich nicht sicher bin, ob das das Leben ist, das ich führen will. Nach neun Jahren. Dass ich weiß, dass er mir fehlen würde, dass mir seine Haut fehlen würde, sein Körper, seine Stimme, sein Fokus, seine Sicherheit. Aber nicht, ob ich in einem Haus auf dem Land wohnen will,

mit dem Rauschen des Windes und den Schatten der Bäume, weg von den Menschen, weg von dem Trubel. Dass ich mir nicht vorstellen kann, zuhause zu bleiben. Dass ich nicht weiß, ob ich ein Kind bekommen will. Mutter werden, denke ich. Dass ich nicht sicher bin, ob wir uns reichen werden. Ob zwei Menschen sich reichen müssen.

Mein Gehirn arbeitet auf Hochtouren. Es rattert, es sucht nach einer vergleichbaren Situation. Nach einer Lösung, um dieses Gespräch zu beenden, ohne uns etwas zu nehmen, was uns bisher zusammengehalten hat. Filmszenen spielen sich nacheinander ab. Tröstende künstliche Welt. Wie ein Film, denke ich, und dass es deshalb naheliegend wäre, den Mann zu umarmen und zu beschließen, sich befruchten zu lassen.

[...]

vor allem an Sylvie. Manchmal sitzen wir zusammen, reden und trinken und lachen.

Sylvie arbeitet am Schreibtisch neben mir. Sie lächelt mir zu. Das Wochenende zeichnet sich in ihrem Gesicht ab. Die Stunden, die wir zu wenig geschlafen haben. Mir fällt ihre Nachricht ein, dass ich ihr nicht geantwortet habe, und bereite mich auf die Fragen vor. Aber sie sagt nichts, ich sage nichts, und so sitzen wir nebeneinander, bis sie sich Stunden später verabschiedet.

Ich bleibe lange. Ich kann nicht aufhören zu tippen. Das Klappern meiner Tastatur füllt den Raum. Ich knipse die Lampe an. Mein Handy vibriert. Es ist Emil. Ich stelle es leise. Schreibe weiter. Verbessere. Lese alles durch. Streiche weg. Ergänze. Wieder eine halbe Stunde. Mein Handy vibriert. Leo. Ich stelle es stumm und schalte den Computer aus. So bleibe ich sitzen, im Dunkeln.

Tränen laufen über mein Gesicht. Ich schluchze, und es hört sich an, als würde es aus jemand anderem kommen. Aber da ist niemand sonst. Taschentücher türmen sich. Peinlich, denke ich, wenn mich jetzt jemand entdeckt. Ich versuche, mich zu beruhigen, gehe auf die Toilette und schaue mir ins Gesicht. Wie beschissen du aussiehst, sage ich zu meinem Spiegelbild, mache das Licht aus und gehe nach Hause.

Emil putzt seine Zähne. Sie sind weiß. Sie schimmern. Ich erinnere mich an diese Nacht im Club. Man konnte nur die Zähne der Leute auf der Tanzfläche sehen. Schwarzlicht. Ich erinnere mich an Emils Zähne, an

sein Lächeln, auch weil ich nichts anderes wahrnehmen konnte, bis er knapp vor mir stand und meine Hände an seine Hüften legte. In diesem Moment konnte ich seine Gesichtszüge erkennen, seinen Körper. Alles auf einmal. Manchmal kommt es mir vor, als würde er rückwärtsgehen. Als würde er wieder im Schwarzlicht tanzen. Sein Gesicht verschwimmt und verschwindet im Dunkeln.

Wir sind zum Essen eingeladen. Morgen wird Emil verreisen. Er wird mir einen Abschiedskuss geben und über meine Stirn streicheln. Ich werde mich von der einen auf die andere Seite drehen, die Beine anwinkeln und meinen Kopf in das Kissen graben. So, als würde ich weiterschlafen. Weil es noch zu früh ist, um aufzustehen. So, als wäre es ein Arbeitstag wie jeder andere. Stattdessen werde ich zehn Minuten warten, Kaffee kochen und mich vorbereiten.

Emils Wochenendkoffer steht fertig gepackt im Gang. Aus dem Badezimmer riecht es nach seinem Duschgel und nach dem Deo, das sich Emil unter die Achseln sprüht, bevor er das Haus verlässt. Es riecht nach ihm und nach mir. Wir vermischen uns, bis wir uns in Luft auflösen.

„Gehen wir“, sagt Emil und legt seine Hand auf meine Schulter. Ein freundschaftlicher Druck. Sanft. Ich nicke. Und spüre die Vibration meines Handys in der Jackentasche. Es ist Leo. Ich bin mir sicher. Ich denke an seine weiche Haut und die Grube an seinem Hals, in der ich meinen Kopf verstecke.

Wir fahren dreißig Minuten. Aaron und Vero wohnen auf dem Land. Sie haben ein Haus gebaut, haben

Küchenschränke und Sofabezüge, Porzellan, Besteck, Gläser, Bettwäsche und Kommoden ausgewählt. Sie leben farblich abgestimmt. In Terrakottatönen mit weißen Akzenten. So beschreibt es Vero, während sie uns durch die Zimmer führen.

Es ist die erste Einladung seit ihrem Einzug. In jedem Raum, in den wir gehen, gibt Emil bewundernde Laute von sich, und ich mache es ihm nach. Ohs und Ahs und zustimmendes Lächeln. Aaron erklärt uns, wie das mit der Erdwärme funktioniert. Er spricht von den Bohrungen. Von Holz- und Fliesenböden. Emils Antworten sind wohlüberlegt. Ich schweife ab. Ich sehe Vero vor mir. Wie wir mit Schnapsgläsern durch das Studentenwohnheim gezogen sind, in dem ihr damaliger Freund gelebt hat. Ich erinnere mich daran, in irgendeinem Zimmer aufgewacht zu sein. Mir war kotzübel und Vero hatte ihre Hand um meine Taille gelegt. So mussten wir eingeschlafen sein. Ich glaubte damals, wir hätten uns keinen Zentimeter bewegt. Ihre Lippen waren dunkelrot, der Lippenstift über ihre Wangen und das weiße Polster verschmiert.

„Das war’s“, sagen die beiden und leiten uns zurück in die Küche. Man merkt, dass sie das schon oft gesagt haben. Dass das immer ihr Ende ist, wenn die Runde durch das Haus fertig ist. Vielleicht haben sie bei den ersten Malen noch durcheinandergeredet, vielleicht war Vero Aaron ins Wort gefallen oder umgekehrt. Jetzt ist die Führung ein einstudiertes Stück.

Wir erzählen von Vietnam, während sie das Essen zum Tisch bringen. Ich rede vom Meerwasser, den

Einheimischen und der kondensierten Milch. Emil ergänzt, was ich auslasse. Auch das, fällt mir auf, ist einstudiert. Der Urlaub liegt mehrere Wochen zurück. Lange genug, um die Sätze anzupassen und die Stichworte festzulegen. Aaron und Vero nicken und brummen, manchmal stellen sie eine Frage.

„Ein Glas Wein?“, fragt Aaron. Er wartet nicht auf unsere Zustimmung, stattdessen bringt er die polierten Gläser. Sie glänzen. Und es sind drei. Ich verstehe es. Noch bevor Vero sich zu uns setzt und mit Traubensaft anstößt. Die Gläser klirren. Die Stimmen überschlagen sich. Wir gratulieren und lachen. Aaron streicht über Veros Bauch. Keine Änderung. Er sieht nicht gewölbt aus, nicht anders als sonst.

„Wann ist es bei euch so weit?“, fragt Aaron.

Emil sieht mich an, sein Gesicht eine Maske. Ich versuche, meines nicht zu verziehen.

„Ich denke, das war unser letzter langer Urlaub“, sagt Emil und lächelt mich an, bevor er sich Aaron und Vero zuwendet. Die drei nicken, als wäre dieser Satz ein geheimes Zeichen oder als sprächen sie über eine Verschwörung. Veros Augen leuchten. Wie die weißen Zähne auf der Tanzfläche.

„Wie schön“, antwortet sie. „Wenn ihr euch beeilt, werden die beiden zusammen aufwachsen.“ Wir müssen unser Glas noch einmal heben. Als hätten wir unseren Freunden meinen Bauch versprochen.

Auf der Rückfahrt bleibt Emil still. Die Ruhe im Auto wird vom Schaltknüppel durchbrochen und vom Geräusch des Blinkers. Ich lese die Nachricht von Leo,

schaue auf die Wörter, die er gewählt hat. Die Einfachheit, die ausdrückt, was wir tun. „Ich freue mich auf morgen.“

Vögel und Gezwitscher. Ich döse im Bett, schiebe die Decke bis unter meinen Bauchnabel. Emil ist nicht mehr neben mir. Seine Wärme hat er mir dagelassen. Eine leichte Schweißschicht bedeckt meinen Körper. Meine Schenkel kleben aneinander. Die Jalousien sind halb geschlossen, das Fenster ist gekippt, und das Licht fließt durch die Schlitze und Öffnungen. Es ist früh. Es ist klar. Leo und die Reise.

Ich denke an die bevorstehenden Tage, ein Leben als Geheimnis zwischen zwei Menschen. Ein eigener Kosmos. Unentdeckt. Niemand, der ihn kennt. Außer Statisten. Hotelangestellte, Kellner, Ticketkontrolleure. Ob sie sich daran erinnern, dass es diese zwei Menschen gegeben hat? Manchmal stelle ich mir vor, wie es wäre, würde Leo verschwinden. Ich stelle mir vor, er wäre tot. Von einem Auto überfahren. Mit dem Flugzeug abgestürzt. Ein Infarkt. Dann gäbe es diesen Teil von mir nicht mehr. Mitgestorben. Ich könnte nur zurückfahren zu diesem Kellner, ihn fragen, ob er sich erinnert, ihm erzählen, dass Leo nicht mehr da ist.

In der Nacht bin ich aufgewacht. Ich war nervös. Ich habe mich umgedreht, Emil gespürt, seinen Atem, den Herzschlag. Ich wollte mich ihm anpassen. Aber da waren nur Hammerschläge. Solche, die den Brustkorb ausfüllen. Eine halbe Stunde habe ich so verbracht.

Jetzt ist das Gefühl abgeklungen, und trotzdem bleibt etwas Enges zurück.

Emil hat mich geweckt. Er hat mir den Kuss gegeben, hat meine Stirn berührt. Dabei war es weniger ein Streicheln. Kurz dachte ich, er würde Fieber messen. Er würde seine Hand gegen meine Haut drücken, um herauszufinden, ob noch alles normal ist. Mit mir und mit uns. Ich habe gemurmelt, meine Lippen auf seine gepresst.

Ich stehe auf, stelle mich unter die Dusche. Heute am Morgen, weil Urlaubstag ist. Ich will fühlen, dass ich gestern nicht duschen gegangen bin, weil ich nicht in zwanzig Minuten fertig sein muss. Leo wird mich abholen. Wir fahren gemeinsam, das war meine Bedingung. Wenn wir ein Geheimleben haben, soll es gleich vor der Haustür anfangen. Ein Zwischenraum könnte zu viel sein. Ein Zwischenraum könnte alles verändern. Es würde Zentimeter geben und Minuten. Und dann könnten sie einen überfallen, die Zweifel.

Leo hupt. Ich warte kurz, drehe mich um. Überlege, ob ich alles habe. Aber was braucht man schon in drei Tagen? Jedes Mal packe ich zu viel ein. Für jede Situation gewappnet. Würde ich abhauen müssen, ich hätte das Wichtigste dabei. Dabei weiß ich noch nicht, wohin wir fahren.

Ich gehe nach draußen, ziehe die Tür hinter mir zu und sehe den Wagen. Ein großes Auto. Kein protziges, aber groß. Leo sitzt da, auf dem Fahrersitz, schaut durch die Gegend. Bis er mich sieht, dann bleibt sein

Blick haften. Ich steige ein, lege meine Hand auf Leos, er lächelt, und ich merke, wie sehr er mir gefehlt hat. Wie sehr mir seine bloße Anwesenheit gefehlt hat.

„Wohin fahren wir?“, frage ich.

„Wir fahren ans Meer“, antwortet er.

„An welches denn?“

„Na ja, wir haben nur drei Tage. Ans nächste also.“

Leo ist ein logischer Mensch. Man kann sich auf ihn verlassen. Er ist es gewohnt, verlässlich zu sein. Er hat eine Frau. Er hat Kinder. Da macht man das so, denke ich. Leo redet vom Tanzen am Strand und davon, wie ich mir das gewünscht hätte in Vietnam.

Wir fahren. Stunden vergehen. Wir unterhalten uns, es gibt kaum Pausen zwischen unseren Wörtern. Und wenn, dann sind sie gut. Ein Schweigen ohne Erwartungshaltung, sichere Stille. Wir sprechen über das Buch, das wir gelesen haben. Leo hat mir seine Ausgabe gegeben, in der er die Sätze unterstrichen hat, die ihm aufgefallen sind. Ich habe mindestens genauso viele eingefärbt. Die Seiten sind dünn, die Buchstaben klein, und das Buch riecht nach altem Rauch. Ich erinnere mich, wie oft ich daran gerochen habe. Es liegt in meiner Tasche, und ich will, dass Leo mir daraus vorliest. *Henry, June und ich*. Ich denke an diese Sätze, die uns vereinen, skizzieren, dass da mehr ist als das bloße Ficken, mehr Nähe.

In Wahrheit kann ich nur so leben: nach zwei Richtungen. Ich brauche zwei Leben. Ich bin zwei Menschen.

Fred wundert sich, daß Henry zwei Frauen gleichzeitig lieben kann. „Er ist ein großer Mann“, sagt er. „Es gibt soviel Raum in ihm, soviel Liebe. Wenn ich dich liebte, könnte ich keine andere lieben.“ Und ich dachte: Ich bin wie Henry. Ich kann Hugo lieben und Henry und June.

Ich kann nicht anders, ich habe heute das Gefühl, daß ein Teil von mir neben mir steht, zusieht, wie ich lebe, und sich wundert.

Ich grüble, während ich aus dem Fenster schaue. Leo bleibt leise, vielleicht weil er über ähnliche Dinge nachdenkt, darüber, was ich gesagt habe, darüber, wie er sich selbst sieht. Wir haben über Beziehungen gesprochen, ob zwei Menschen genug sein können füreinander, über das Leben im Allgemeinen, und manchmal denke ich, dass er versteht, was ich sage. Mehr als andere.

Wir lachen über uns selbst, wir lachen, weil es ungewohnt ist, so nebeneinander zu sitzen. Ich höre ihm zu, höre seine Stimme und döse vor mich hin. Leos Hand liegt auf meinem Oberschenkel. Und alles, was wir tun, hallt in diesem Auto nach.

Kurze Zeit später halten wir an, um uns auszustrecken und ein paar Schritte zu gehen. Leo steigt aus und umarmt mich von hinten, küsst meinen Hals. Es ist, als wären wir immer hier. Aber eigentlich sammeln wir nur Statisten. Italienische Statisten diesmal: Raststättenmitarbeiter, Tankwarte, Verkäufer. Hinter der Tankstelle liegen Felder. Der Benzingeruch zieht

bis zu den Toiletten. Ich ziehe die Luft ein. Neben mir höre ich den Urinstrahl einer Frau auf die Kloschüssel treffen.

Es geht weiter. Die Landschaft ist hügelig, die Bäume bewegen sich. Sie sehen aus wie damals, mit Mama und Papa.

Leo erzählt Geschichten von früheren Urlauben. Er erzählt von Hotelzimmern mit klapprigen Bettgestellen, von muffigen Laken und leeren Weinflaschen. Er spricht von Telefonzellen, Anrufen zuhause, von Dieben, die die wenigen Geldscheine aus den Bauchtaschen klauten.

Und irgendwann kommen wir an. Die Abendsonne brennt auf das Auto, als Leo es auf den Parkplatz lenkt. Ich schwitze. Er auch. Ich mag seinen Geruch. Er stellt den Wagen ab. Sagt mir, wie sehr er sich freue, mit mir hier zu sein. Dann klingelt sein Handy. Er schaut auf das Display. Ich auch, weil er neben mir sitzt und weil ich nicht anders kann. Seine Frau. Leo sagt, er müsse rangehen. Das stimmt, denke ich. Sie teilen schließlich ein Leben. Wer ein Leben teilt, muss rangehen. So ist das. Ich steige aus und lasse ihn telefonieren.

Der Wind fegt mir übers Gesicht. Er riecht nach Salz und nach Wasser. Wir sind wirklich am Meer, denke ich. Ich spaziere, schaue auf mein Handy, keine Nachricht. Emil arbeitet vielleicht, vielleicht nicht. Wir teilen auch ein Leben, aber wir sind für keines verantwortlich.

Leo hat für uns eingecheckt. Ein Hotel, ein mittelgroßes, ein gutes. Das Zimmer ist ruhig. Im Bad steht eine Wanne. Die Fenster sind verdeckt von schweren

Stoffvorhängen, die den Raum verdunkeln. Ich lege meine Tasche auf das samtene Sofa. Vom Balkon aus kann man den Wellen zusehen, wie sie sich vorwärtschieben und wieder zurückziehen. Man hört sie bis ins Bett. Man hört sie an den Strand rollen, wenn man einschläft. Man hört sie an den Strand rollen, wenn man aufwacht. Verlässlich, dieses Meer, wie Leo.

Ich ficke ihn. Leo sitzt aufrecht im Bett, lehnt seinen Oberkörper an das Kopfteil. Ich auf ihm. Es tut gut, seinen Schwanz in mir zu haben. Manchmal stelle ich mir vor, dass seine Frau die Zimmertür öffnet. Dass sie uns sieht, dass ich sie sehe, aber Leo sie nicht bemerkt. Er fickt weiter, stöhnt weiter, sagt weiter, dass ich die geilste Fotze habe, in der er je gesteckt hat. Nicht gerade das, was eine Ehefrau hören möchte. Ich stelle mir vor, dass wir uns ansehen. Während der Schwanz ihres Mannes in mich eindringt. Immer wieder. Ich mag diese Idee. Und komme. Es sind kleine Explosionen. Meine Muskeln zucken. So lange, bis er fertig ist. Ich spüre, wie er sich in mir bewegt und im Orgasmus erstarrt. Ich bleibe kurz auf ihm, verharre so. Dann rutsche ich auf die Seite und lege mich neben ihn.

Leo streichelt mich. Ich überlege, ob ich ihm erzählen soll, woran ich denke. Ich würde dich bis in alle Ewigkeit streicheln, wenn ich könnte, sagt er manchmal. Ich würde meine Hände nie mehr von dir nehmen. Immer würde ich dich halten.

Ich mag seine Hände. Ich zittere, wenn er mich berührt. Ein Zittern. Ein Rauschen. In meinem Körper rauscht es.

„Rauscht es in deinem Körper auch?“, frage ich Leo.

Er nickt. Mit geschlossenen Augen. Dann sagt er, es rausche, wenn er mich anfasse. Und wenn ich ihn angreife, dann genauso. Vielleicht noch stärker.

Seine Hand liegt zwischen meinen Beinen, sie hält mich. Der andere Arm schlingt sich um mich. Ich lausche dem Rauschen. Dem vom Meer und dem von unseren Körpern. Es ist Nacht. Dunkle Nacht, weil das hier keine Stadt ist und es kaum Lichter gibt. Es ist leise. Nur wir, ich höre nur uns. Leo schläft längst. Er bewegt sich nicht. Keinen Millimeter. Ich auch nicht, weil ich ihn nicht wecken will. Dabei würde ich gerne aufstehen, mich ins Freie stellen, mir die Nacht ansehen. Das Finstere. Italienische Luft dringt durch das Fenster zu uns. Ob das wirklich so ist? Ob die Luft nach Italien riecht?

Emil hat sich nicht bei mir gemeldet und ich mich nicht bei ihm. Nicht mit Wörtern. Wir haben uns Herzen geschickt, rote, pulsierende Herzen, die bedeuten: Wir sind noch da. Wir sind noch am Leben. Wir lieben uns noch.

Leo und ich frühstücken. Wir frühstücken im Bett, weil wir im Bett nackt sein können. Die Brösel fallen zwischen unsere Beine auf das weiße Laken. Meine Zehen berühren seine Knie. Leo beißt in ein Honigbrot. Ich necke ihn, er neckt mich zurück. Gibt mir einen Klaps, streichelt mich, kneift meine Haut. Ich schlage ihn, beiße ihn, nur ein wenig, nicht fest. Aber so, dass er zuckt.

Ich kugle wegen des Lachens. Dann stehe ich auf und gehe ins Badezimmer. Dort setze ich mich auf die Toilette. Nackt. Die Krümel knacken zwischen meinen Oberschenkeln und der Klobrille, und ein paar Tränen laufen über meine Wangen, die ganz rot sind von dem Gekicher und dem Herumtollen im Bett. Plötzlich möchte ich etwas zerreißen, meine Hand zur Faust ballen, um mit ihr gegen die glänzenden Fliesen zu boxen. Ich will den Schmerz spüren. Ich will offene Stellen, Risse, Blut, und ich will das Meerwasser, das brennt. Mein Spiegelbild starrt mir entgegen, und ich tue nichts von alledem. Stattdessen drücke ich die Spülung und klettere wieder zu Leo ins Bett.

Der Tag zieht an uns vorüber. Stunden fühlen sich an wie Minuten. Ich zähle im Takt. Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig. Ich versuche, mir eine Sekunde vorzustellen. Man glaubt, eine Sekunde hat keine Bedeutung. Aber jede Sekunde kann unsere Welt zum Kippen bringen, denke ich.

Wir liegen am Strand. Wie mit Emil in Vietnam. Nur dass der Sand braun ist und Leo sich nirgendwo anders hinwünscht. Ich beobachte ihn. Er schaut ins Meer, zu mir, ins Meer, zu mir. Die bunten Sonnenschirme spannen sich dem Himmel entgegen. Ich drehe meinen Kopf zur Seite, lege mein Ohr auf das Handtuch. Ich höre das Knirschen der Sandkörner unter den Schritten der Leute. Wenn ich meine Augen schließe, kann ich den Boden besser spüren, kann ich die Sonnencreme stärker riechen.

Leo steht auf, hält mir seine Hand hin. Ich fasse sie, er zieht mich nach oben, geht in die Hocke, sagt:

„Spring auf!“ Ich hüpfte auf seinen Rücken. Wie ein Kind, ein Mädchen auf dem Rücken seines Vaters. Leo läuft mit mir ins Wasser, er wirft mich in die Wellen. Ich mache einen hohen Bogen, klatsche hinein, das Meer fängt mich auf. Es hüllt mich ein, es kriecht in jede Pore, jede Öffnung, ich gehe unter.

Bis ich einatme, bis das Salzwasser in meine Lunge kommt. Bis ich auftauche. Ich schwimme, schwimme im Kreis, drehe meinen Kopf. Ich kann Leo nicht sehen, ich kann ihn nirgends entdecken. Nicht neben mir, nicht am Strand, nicht weiter draußen. Wo ist er hin?

„Leo!“, schreie ich.

Ich tauche unter, mache die Augen auf, sehe kaum etwas. Das Meer ist dunkel hier, grün von den Algen. Ich schreie wieder. Unter Wasser. Nicht mal ich selbst kann es hören. Es ist nur ein dumpfer Ton. Das Meer frisst meine Laute. Wieder nach oben, wieder nichts. Ich trete, werde panisch, schreie wieder: „Leo!“ Und ich versuche, ruhig zu paddeln. Ich denke, ich habe das alles nur geträumt. Ich wache auf, es gibt keinen Leo. Wen soll ich auch fragen? Den Sonnenbrillenverkäufer?

Haben Sie Leo gesehen?

Leo?, würde er mich verdutzt anschauen. Hier war noch nie ein Leo, ganz sicher, niemals.

Da streift mich etwas am Fuß, es packt mich, ich trete wieder, trete gegen etwas Hartes. Leo taucht auf. Er prustet, atmet ein, so dass es nur wirklich sein kann. Er lacht. Es kommt mir gespenstisch vor, unnatürlich. Er nimmt mich bei der Schulter: „Habe ich dich erschreckt?“

Ich schaue ihn an, fange an zu schreien. Dass ich gedacht hätte, kurz, ein paar Sekunden, dass es ihn gar nicht gebe. Nicht nur, dass ich ihn verloren hätte.

„Ich habe dich mir ausgedacht“, rufe ich. „Und wer in aller Welt soll mir bestätigen, dass es dich gegeben hat?“

Leo schaut mich an, perplex jetzt. Er legt seinen Kopf schief. Nimmt mich in den Arm. Er sagt nichts und fragt nichts und lässt es geschehen. So halten wir uns gegenseitig, treiben im Wasser. Richtung Weite und zurück. Wir liegen im Meer, greifen uns an den Händen, damit uns die Strömung nicht auseinanderreißt. Wäre die Strömung in unseren Leben so schwach wie diese hier, alles wäre leichter.

Wir gehen erst wieder an den Strand, als alles aufgeweicht ist. Die Haut an den Fingern und an den Zehen. Unsere Haare trocknen in der Sonne, werden steif, werden Meerhaare. Wir liegen nebeneinander. Wir lesen. Ich muss Leo ansehen, muss ihn mir vorstellen in seinem Haus. Ich sehe ihn in der Küche sitzen, die ich nicht kenne. Ich sehe ihn die Teller in den Schrank räumen. Ich sehe ihn zärtlich über den Kopf seines Kindes streichen, sehe den Arm um die Schultern seiner Frau gelegt. Ich sehe die Zahnbürsten, die in einem Becher stehen.

Ab und zu lese ich Leo etwas vor, weil mir ein Satz gefällt, eine Idee. Dann kann ich spüren, dass er genau hinhört. Ich stelle mir vor, wie er meine Lippen ansieht, beobachtet, wie sie die Laute formen.

Leo mustert mich. Eine Nachdenkfalte bildet sich auf seiner Stirn. Ich sage nichts. Ich könnte fragen. Aber er würde antworten, es sei nichts. So lange, bis er alles überlegt hat, gedreht und gewendet, von oben, von unten, von der Seite durchdacht. Erst wenn es dann immer noch wert ist, darüber zu sprechen, redet er.

Wir trinken Fruchtsaft. Orange, Limette, Birne für mich. Für Leo dasselbe. Ich fülle unsere Plastikgläser mit einem Schuss Wodka, den wir aus der Minibar mitgebracht haben. Der Alkohol vermischt sich mit der Süße. Es schmeckt nach Urlaub und nach diesem Gefühl, das man mit nach Hause nehmen will. Nur dass derselbe Saft daheim nichts mehr aussagt.

Wir spazieren über den Strand. Die Sonne geht unter, sie taucht die Welt in ein rotes Licht. Ein warmes Licht, das man angreifen möchte. Darin baden. Wir sitzen auf Steinen, die noch warm sind, und schauen in den Horizont. In das Rot, in ein anderes Ende an einem anderen Ort. Und da ist es.

Leo steht auf. Wieder reicht er mir seine Hand. „Jetzt“, sagt er, „jetzt will ich mit dir tanzen.“

Ich schüttele den Kopf. „Ohne Musik?“

„Nicht ohne“, sagt er, „die Musik ist in deinem Kopf. Such dir ein Lied aus. Jukebox.“

Ich muss nachdenken, nehme das Glas und trinke es in einem Zug leer. Der Wodka stößt mir auf. Der letzte Schluck schmeckt intensiv. Mir fällt keines ein, Leo summt. Das reicht mir. Er dreht mich herum, um meine eigene Achse, um sich. Ich wirble, ein wirbelndes Etwas am Strand. Er beugt mich nach hinten, nach

vorne, nach unten. Ich muss lachen, während sich alles in mir an das Verkehrt-Sein gewöhnt.

Wir schlendern zurück zum Hotel.

Leo sagt, wir würden jetzt das Salz abwaschen. „Wir gehen duschen, du und ich.“

„Ich glaube, das Salz ist sogar in meinem Arsch“, sage ich.

„Kein Problem“, sagt Leo. „Ich schrubbe, bis du salzfrei bist.“

Mein Körper tanzt noch immer, mein Kopf sowieso. Ich schließe die Tür auf, gehe hinein. Mein Bikini ist nass. Plötzlich stört er mich. Ich will ihn loswerden, ziehe mich aus, ziehe Leo aus. Wir springen unter die Dusche, das Wasser saust auf uns herab. Leo wäscht mich, er seift mich ein. Meine Achseln, meine Porille, zwischen den Beinen, meinen Bauchnabel, meine Brüste, die Arme, die Hände und Füße, einfach alles.

„Ich muss aufs Klo“, sage ich.

„Mach nur“, antwortet er.

Ich stelle mich etwas breitbeiniger hin und konzentriere mich. Meine Blase ist voll. Leo wartet. Er drückt Duschgel aus der Tube, reibt seine Hände schaumig und beginnt, mich anzugreifen. Seine Finger sind sanft und warm. Meine Haut ist glitschig. Wir flutschen. Er drückt meine Klitoris nach außen und stoppt seine Bewegung. Dann schiebt er die Glastür der Dusche nach rechts. Die kalte Luft dringt zu unseren Körpern. Wir schauen zu, wie die Pisse aus mir herausrinnt und mit dem Wasser, dem Schaum und dem Sand im Abfluss

verschwindet. Leo grinst. Ich muss lachen. Und er fängt noch einmal damit an, mich zu waschen.

„Jetzt bist du sauber“, sagt er.

Ich steige nach draußen, trockne mich ab. Leo bleibt noch etwas länger, lässt das Chlorwasser über seinen Kopf laufen.

Ich lege mich aufs Bett und denke darüber nach, dass ich niemand anderem auf die Zehen gepisst habe bisher, nur mir selbst und Leo. Dann nehme ich mein Handy und sehe, dass Emil mir drei Nachrichten geschickt hat, im Abstand von mehreren Stunden.

Wie geht es dir? Melde dich, wenn du Zeit hast.

Ich muss dir etwas erzählen.

Ich halte es nicht aus: Ich habe ein Stück Land gekauft. Wir bauen uns ein Haus.

Panik erfasst mich, und sie wird größer, schwerer. So schwer, dass ich denke, sie zerquetscht meine Brust, sie nimmt mir den Atem. Zur Emil-baut-uns-ein-Haus-Panik gesellt sich die Ich-sterbe-weil-ich-keine-Luft-bekomme-Panik.

Leo pfeift. Ich schaue die Wand an, die gegenüber meiner Bettseite. So, als würde ich darin eine Antwort finden. Für jetzt, für die Nachrichten von Emil und für alles, was noch kommt. Aber nichts. Es formt sich kein kluger Gedanke, keine Handlungsempfehlung. Also nehme ich mein Handy und werfe es gegen die Mauer. Eine kleine Kerbe zeichnet sich ab, und es knallt auf den Boden. Leo kommt aus dem Bad, sieht mich an.

„Was ist los?“, fragt er.

„Emil baut uns ein Haus“, antworte ich.

„Ich wusste nicht, dass ihr ein Haus bauen wollt.“

„Ich auch nicht“, sage ich.

Das stimmt nicht ganz. Emil hat immerhin sechs Häuser gezeichnet. Für uns. Darüber gesprochen, ein Grundstück zu kaufen, haben wir nicht. Zumindest nicht im Sinne von: Wir sehen uns um, wenn uns etwas gefällt, nehmen wir es. Mehr im Sinne von: Irgendwann könnten wir gemeinsam in einem Haus wohnen. Für ihn war es ein Versprechen.

Leo sagt nichts. Er sitzt da. Unbeteiligt. Ist er wohl auch, unbeteiligt, am Hausbauen. Und dann, nachdem er seinen Kopf von der einen auf die andere Seite gelegt hat, sagt er: „Ihr müsst einen Vertrag machen. Für den Fall, dass ihr euch trennt.“

„Danke“, sage ich, „gut, dass du daran denkst. In meiner Hausbaueuphorie hätte ich das wahrscheinlich vergessen.“

Ich stehe auf, schmettere die Tür hinter mir ins Schloss und gehe.

Ich gehe. Gehe bis zum Meer und setze mich hin. Ich schaue in die Luft, zum Horizont. Es sieht aus wie ein Ende, aber es ist keines. Es ist nur das Ende meines Blicks. Das Meer schwappt weiter, bis es wieder auf Land trifft. Der Himmel steht überall, nicht nur hier. Ich überlege, frage mich, wie ich antworten soll, was ich jetzt tue.

Ich will kein Haus mit Emil. Ich will mit niemandem ein Haus. Ich könnte wegfahren, überlege ich.

[...]

Alle Informationen zum Buch:

[https://www.haymonverlag.at/
produkt/8130/unterwasserflimmern/](https://www.haymonverlag.at/produkt/8130/unterwasserflimmern/)

Lust, so richtig einzutauchen in neue Geschichten?

In unserem Newsletter versorgen wir dich mit allen Infos rund um unsere Neuerscheinungen, AutorInnen und die Bücherwelt.

[Hier](#) kannst du dich dafür anmelden.